

1. X. 1916

Wiener Brief.

gesehen, ist Wien ein Paradies, dieses Wien mit der heiteren Genüßfreude, der feinen Bescheidenheit, der vielseitigen Bildung seiner Bewohner. Man schelte die Wiener nicht, weil sie sich's gern gut geschehen lassen; die Berliner täten's ja auch gern, wenn sie's nur könnten. Die Kaiserstadt, das Wien der Maria Theresia und des zweiten Josef, hat Physiognomie gewonnen. Freilich, wer's nicht erfühlt, der wird es nie verstehen.

Die Jahre schwanden, Napoleon kam und ging. Das Wien der Kongresszeit wurde zum Festsaal von Europa, und gegen seine wärmende Behaglichkeit schien Paris frostig und steif. Aus der napoleonischen Drangsal heraus, unter dem Druck eines hart niederhaltenden Regiments wuchs und gedieh ein Einzigartiges: Altwien. In aller Beschränkung voll Werbekraft und zwingendem Zauber; auch die Widerspenstigen wurden ihm untertan. Was grollte nicht Friedrich v. Genz, als er im heißen Sommer hiehergefahren kam: „Steifen Sie nicht im Sommer nach Wien. Es ist der unangenehmste Aufenthalt, den es geben kann. Sie mögen mit noch so viel Empfehlung ausgeübt sein, sie sind verdammt, vor Langweile zugrunde zu gehen. Alle großen Häuser sind leer, und man läßt Sie allein in dieser engen, klösterlich verbauten Stadt mit ihrer drückenden Hitze, mit ihrem permanenten Gestank, mit ihrem beispiellosen Staub, ihrem schlechten Essen, ihrem nichts weniger als lustigen Prater, ihren mittelmäßigen Theatern, abscheulichen Kaffeehäusern und grunddummen Freudenmädchen.“ Der solche schrieb, hat nie wieder von uns fortgewollt. Wer aber wollte die lange Namensliste derer hiehersehen, die in Briefen und Lebenserinnerungen für Altwien Zeugnis geben? Wir denken an die Memoiren des alten Castelli, dieses kleinbürgerlich geratenen Casanova, der seine Ruh' haben und niemand weh tun und doch wer sein wollte, der wortgewandten, vielgereisten Gräfin Lulu Thürlheim mit der spitzen Zunge, und der sehr würdigen Poetin Karoline Bichler, die einmal in jedem Jahre die Messade von Klopstock las. Es ist nichts Großes daran. Aber der Sonnen-

schein jener Biedermeierzeit liegt über ihnen allen. Andre schrieben Briefe, Heimische und Fremde. Daß der biedere Faschka, Rufus, Professor und Dichter der „Vollshymne“, das Unglück von Wagram vorahnend, für seine Heimat herzliche Worte findet, daß der lebensfrohe Königsberger Magnus Reichardt in wahren Dithyramben die Schönheit der Wienerin besingt und im Festgedränge der farbenbunten Stadt „wie in einer ewigen Umarmung hinschwimmen“ möchte, wird uns wohl nicht verwunderlich scheinen. Daß mit jener Kritik, die nur ja immer hoch über dem Objekt bleiben will, mit Tadel und Dinkel das „junge Deutschland“ sich über uns vernehmlich macht, wird uns nicht kränken. Aber daß ein königlich preussischer Professor der Philosophie, gar wenn er Hegel heißt, zum Schächer und Bewunderer des Kasperltheaters geworden ist und energisch fordert: „Nur, man muß in Wien gewesen sein“, das ist doch ein schöner Erfolg weltbesiegenden Wiener Humors. Und andre Große weilten hier und nahmen das liebe Bild in Andacht und Herzlichkeit in sich auf. Da ist Leopold v. Ranke, der wie nicht leicht einer der Stephanstirche ihre Zauber abgelautet hat: „Dies edle Menschenwerk — ein freudiges Beschauen, welche Träumel!“ Da ist Moltke, den oben am Stephansturm die Erinnerung an den alten Starhemberg überwältigt, wie er kummervoll Ausschau nach Hilfe hielt. Wenn Wien damals fiel, „wie ganz anders müchte es in Europa geworden sein“. Da ist Bismarck, dem alle „Lori und Bepi und Jagerl und Wizerl“, lauter lebenswürdige und vornehme Damen, die Sehnsucht nach der fernem Gattin nicht zu mindern vermochten und der darum heimlich schrieb: „Es gefällt mir hier gar net“, der aber gleichwohl fand, es sei das „eine ausgezeichnete Stadt“. Bis endlich im Jahre achtzehnhundertsechzig Goncourt, der Franzose, sich von Altwien mit einem schönen Kompliment empfahl: „Seit ich Wien mit seinem Leben, seinen Straßen, seinen Frauen gesehen habe, erscheint mir Paris grau und verdrücklich, und nichts von der Heimat lächelt mir zu.“

Noch war es in den sechziger Jahren das

alle Wien: voll musikalischer Stimmung, patriarchalischer Würde. Aber nun kam ein Hasten in diese geruchsamten Jahre. Eine neue, unruhige, wagefrohe Zeit kam herauf, eine in doppeltem Sinn eiserne Zeit: der ungeheuren vordringenden Technik und des stürmenden Krieges. Vor ihr versank das Geschlecht der Biedermeierleute, und Härter und feindseliger wurde der Ton gestimmt. Hat Wien dabei verloren oder gewonnen, hat es sich gewandelt, ist es die alte Stadt geblieben? Seien wir aufrichtig, wir wissen füglich nicht Antwort zu geben. Trotz aller Lied- und Lobgesänge kennen wir unsre Stadt noch nicht und haben noch lange nicht genug für ihren Namen getan. Das feingestimmte Bitchlein, dessen wir gedachten, will nur Akkorde anschlagen. Hoffen wir, daß einmal ein Musikstück daraus werde, daß wir erkennen lernen, was unsre Heimatstadt der Welt bedeutet: Nicht nur „die Fackelträgerin Europas nach dem Osten“ — das schöne Wort von Wilhelm Bauer wollen wir dankbar festhalten —, auch die große, die unvergleichliche Verwalterin des deutschen Universalismus, das ist Wien. Schön ist sie auch heute, im Witwenschleier um so viele verlorene Kinder, ernst und schweigend in dieser eisenklirrenden Zeit und doch das Antlitz von leisem Lächeln umspielt. Es werden schönere Tage kommen. Wird sich ihre hohe Sendung für Deutschland und Menschheit dann erfüllen? Wir glauben daran in aller Not der Stunde mit Jubel und mit Zuversicht.